

Stanislaw Lem: Die Megabit-Bombe. Essays zum Hyperspace

Hannover: Heise Zeitschriften Verlag 2003, 356 S., ISBN 3-936931-00-3, € 16,-

Go Lem: „Die Megabit-Bombe“ versammelt 32 Essays von Stanislaw Lem, dessen Kolumnen in Deutschland auf dem Internetportal *Telepolis* erschienen sind. Lem, der die Science-Fiction-Literatur vom Trash-Sektor in die Wissenschaftslounge geschrieben hat, hat sich schon vor Jahren – leider – von den Genres des Romans

und der Erzählung verabschiedet. Lems schriftstellerisches Werk gehört ohne Zweifel zu den überzeugendsten Arbeiten des Science-Fiction-Genres.

Schwer verkürzt gesagt: Dort ging es oft genug um die Frage, was eine Gruppe Personen (in den meisten Fällen gleichbedeutend mit: Männern) macht, wenn sie mutterseelenallein (sic!) irgendwo ins All geschossen wird, auf einem Planeten landet, wo es nicht viel mehr gibt als aggressive Maschinentiere, und dort jahrelang vor sich hinrottet.

Zum Beispiel negative Folgen der Informationsgesellschaft entlang der eigenen Mars-Mission diskutieren. Einsam ist auch der Mächtige: In die *Megabit-Bombe* gleicht der Wissenschaftsphilosoph Lem die Voraussagen aus seinen eigenen Büchern mit der Realität ab. Und das geht – frei nach der Hegelaneddote: „Pech für die Wirklichkeit“ – gut für Lem aus. Mit einem unvergleichlich allwissenden Charme muss der Leser erkennen, dass er ein Buch von Gott gekauft hat. Lem: „Das unglückselige und merkwürdige Schicksal hat es so gewollt, dass der bedeutende Teil von dem, was ich in meiner Phantasie habe entstehen lassen, zu Wirklichkeit kristallisiert.“ (S.5) Wie sieht das aus? Der Meister muss schon biologische Bilder bemühen: „Die Informationsumwelt“, wettet er über das Fernsehen, „wird von einer furchterlichen Menge an Unsinn und Lügen verschmutzt.“ (S.215) Woran liegt dergleichen? „In aller Kürze, aber mit gewisser Boshaftigkeit könnte man sagen, dass heutzutage die Kommunikation alles und der Verstand nichts ist.“ (S.180)

„Mach den Kasten doch mal aus!“ möchte man dem Autor ob dieser Weisheiten zurufen. Was ist denn der Sinn von Informationsmedien? Genau deswegen setzen wir uns doch vor die Glotze – weil hier der Verstand keine Rolle spielt!

Aber nein, solch ironischer Zugang zur Welt der Information, an der es sicher ohne Ende Grundlagenforschung und Kritik zu üben gilt, ist Lem fremd. Seine Prosa folgt den üblichen Schwarzmalerphantasien. Welche Theorie des Informations-Overkills wäre denn an sein eigenes Schaffen anzulegen, wählt er doch immerhin erstens das Internet als Medium seiner Ideen und zweitens die Buchform. Haben nicht auch diese Informationsträger ihre eigenen Tücken?

Da ist er mit sich im Reinen und kann dafür Komplexität in Anspruch nehmen: „Das Fernsehen selbst“, heißt es von der Bildkriegsmaschine, „ist zu einem unglaublichen Hai geworden, der ehrwürdige Legenden und Märchen verarbeitet und sie, durch die Vereinfachungszentrifuge geschleudert, in die Umlaufbahnen der Satelliten schickt, die uns damit aus dem Weltall bombardieren.“ (S.217)

Das mag ein schönes Weltuntergangsszenario sein, vernachlässigt jedoch die Tatsache, dass die Anfänge des Fernsehens durchaus in der Militärforschung lagen und Fernsehen heute noch ganz real als Bombensteuerungssystem fungiert. Muss man da wirklich ehrwürdige Mythen bemühen, wo das lernt jeder Sprachwissenschaftler im ersten Semester, doch immer schon der Empfänger einer Botschaft mit ihr macht, was er will, und sie nur interpretiert weitergeben kann? Muss man

deshalb die *Sesamstraße* blöd finden, weil bei *Xena* Legenden der Antike kreativ verwurstet werden?

Was Lem vom Fernsehen gelernt hat, überträgt er ohne weiteres auf die Computertechnologie – mit schöner Verve: „Was bedeutet Artificial Servility? Diesen Begriff gibt es erst, seitdem ich ihn hier geprägt habe.“ (S.68) Künstliche Sklaverei beziehe sich auf alles, wozu die sich heute auf der ganzen Welt so verbreitenden elektronischen Geräte zur Verarbeitung, Verwaltung und Speicherung fähig sind. „Warum ‚Sklaverei?‘ Weil es in dieser ganzen Industrie [...] keine Spur von Verstand gibt. Es gibt kein bisschen Intelligenz. Sie [die Geräte, J.K.] arbeiten wie Sklaven. Alles nur auf Befehl.“ (ebd.)

Und weil die Maschinen, folgt man Lem, so sklavisch sind, werden wir es bald auch sein. So funktioniert wissenschaftlicher Essayismus im Internet. Also: Lem hat mit seiner populistischen Zivilisationskritik recht. Am eigenen Beispiel legt er den Beweis vor.

Was bleibt übrig, wenn die anderen alle verrückt geworden sind? Der Autor. Leider fehlt ihm etwas der Sinn für den eigenen Standort: „Ich verstehe es ausgesprochen gut, dass die Treffsicherheit meiner Voraussagen auf die Nerven gehen bzw. irritieren kann.“ (S. 37)

Leider ist es um die Treffsicherheit der *Megabit-Bombe* nicht immer so glänzend bestellt.

Jürgen Kiontke (Berlin)